MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80066-21

AUTHOR:
SCHOLZ, PAUL

TITLE:
KARL ERNST SCHUBARTH; EIN...

PLACE:
HIRSCHBERG

DATE:
1892

Master Negative #

91-80066-21

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Dissertation

Scholz, Paul.
Karl Ernst Schubarth; ein beitrag zur litteraturgeschichte des 19. jahrhunderts.
Hirschberg i. Schl. 1892. Sq. Q. 13 p.

Hirschberg (Ger.) gymnasium. Programm.

375917

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35MM
REDUCTION RATIO: 11x 2A
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 6/90
INITIALS: BG
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

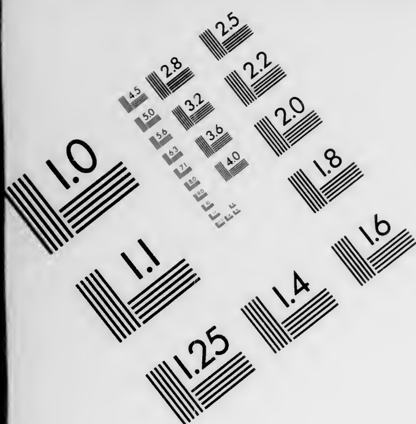


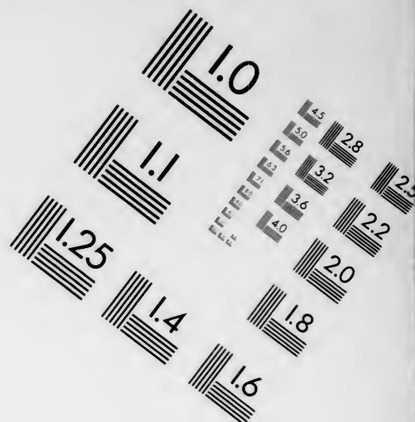
AIIM

Association for Information and Image Management

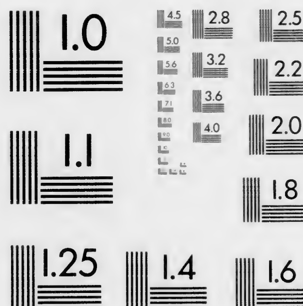
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

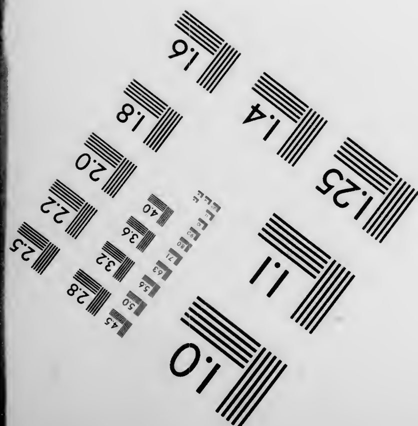
301/587-8202

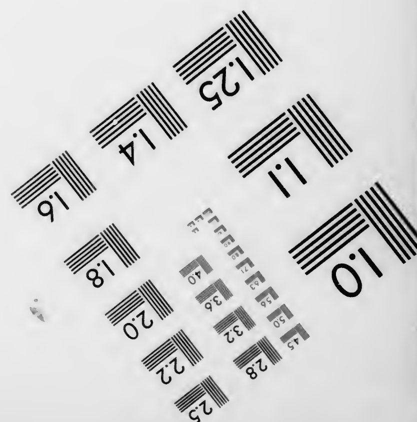












MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Königliches Gymnasium

zu

Hirschberg i. Schl.

Ostern 1892.

---

1. Karl Ernst Schubarth. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Vom Oberlehrer Dr. Paul Scholz.
2. Nachrichten über das Schuljahr von Ostern 1891—1892. Vom Direktor Dr. G. Lindner.

1892. Prog. No. 186.

Hirschberg i. Schl.
Druck von Geisler & Ike.
1892.

Karl Ernst Schubarth.

Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts.
Mit einem Anhang bisher ungedruckter Briefe August Hagens, Alexanders von Humboldt, Friedrich Eichhorns.

Karl Ernst Schubarth ist wohl nur in der engeren Gemeinde der Goethe-forscher bekannt, obschon in den letzten beiden Jahrzehnten durch zwei Publikationen, die sein Verhältnis zu Goethe zum Gegenstande hatten, das Leben und die litterarische Thätigkeit des verdienten Mannes wieder aufgefrischt und sein Name, wenn auch nur vorübergehend, in weitere Kreise getragen wurde.

Zuerst hat Theodor Paur,[1]) dann Herrmann Hettner,[2]) Schubarth's Schüler am hiesigen Gymnasium, über dessen Briefwechsel mit Goethe berichtet. Der erstere entwarf dabei zugleich eine anziehende und warme Schilderung des stillen Gelehrtenlebens, der zweite hat diese Korrespondenz ganz herausgegeben und die Briefe Schubarth's an Goethe, soweit sie noch vor-handen waren, zur Erläuterung herangezogen. Beide Männer haben die hohe Bedeutung Schubarth's und seiner Schriften gewürdigt, aber sie haben sich mit ihnen meist nur soweit beschäftigt, als sie auf Goethe Bezug nahmen; das, was Schubarth nach 1832 noch hervor-gebracht hat, wird auch von Paur nur flüchtig berührt. Einen summarischen, fast alle litte-rarischen Erzeugnisse des vielseitigen Mannes berücksichtigenden und sein hohes Verdienst voll anerkennenden Überblick giebt endlich D. Jacoby in der Allg. Deutschen Biographie.[3]) Da im folgenden Schubarth's gesamte wissenschaftliche Thätigkeit und sein Leben bis zum Ab-schluß verfolgt werden soll, so kann sein schon mehrfach behandelter Verkehr mit Goethe nur soweit berücksichtigt werden, als er für die geistige Entwickelung Schubarth's und das Ver-ständnis seiner Schriften wichtig geworden ist.

Schon 1807 schrieb der erst einundzwanzigjährige als Student in Breslau ein Büchlein über Goethe, in welchem er sich selbst Rechenschaft zu geben suchte über alles das, was ihn im Stillen bisher gehalten, erbaut, erfreut, erquickt und beunruhigt hatte. „Goethe war mir", so spricht Schubarth sich selbst aus, „darin gleichsam Symbol des Wahren und Falschen, was ich an der modernen Natur anerkennen oder ablehnen mußte."[4])

Goethe nahm die Huldigungen des frühreifen Jünglings wohlwollend auf. Nicht allein, daß er im Anhang zu Philostrats Gemälden (1818) in der Abhandlung über „Antik und

[1]) Goethe und Schubarth. Mitteilungen aus Goethes ungedruckten Briefen an Schubarth in Hirschberg. Neues Lausitz. Magazin 47. 120 ff.

[2]) Briefe Goethes an K. E. Schubarth. Deutsche Rundschau. 5. 23. ff. Es sind 19 Schreiben. Ein Brief aus dem Jahre 1827 ist verloren gegangen, wie Goethes Schreiben an Hegel vom 17. August 1827 zeigt. Vergl. Briefe von u. an Hegel. 2. 248.

[3]) 32. 606—612.

[4]) Gesammelte Schriften, philosoph., ästhetischen, histor., biograph. Inhalts. 256.

Modern" Schubarth's Schrift mit den ehrenden Worten erwähnt, er habe sie in jedem Sinne zu schätzen und aufrichtig anzuerkennen, er bedankte sich auch (am 8. Juli 1818) für den Anteil, den seine Schriften bei dem Verfasser fänden und ermahnte ihn, auf dem Wege, den er eingeschlagen habe, standhaft zu verharren. „Es ist ganz einerlei, in welchem Kreise wir unsere Kultur beginnen, es ist ganz gleichgültig, von wo aus wir unsere Bildung in's fernere Leben richten, wenn es nur ein Kreis, wenn es nur ein Wo ist. Verharren Sie beim Studium meines Nachlasses; dies rathe ich, nicht weil er von mir ist, sondern weil Sie darin einen Komplex besitzen von Gefühlen, Gedanken, Erfahrungen und Resultaten, die auf einander hinweisen, wie sie selbst schon so freundlich und einsichtig dargestellt haben. Genügt Ihnen in der Folge diese abgeschlossene Region nicht mehr, so werden Sie von selbst sich daraus entfernen; führt Ihnen das Leben eine neue Wahlverwandtschaft zu, so werden Sie sich von Ihrem ersten Lehrer abgezogen fühlen und doch immer dasjenige schätzen, was Sie durch ihn gewonnen haben."

Diese Worte fielen bei Schubarth auf einen fruchtbaren Boden. Zunächst erweiterte er seine kleine Schrift in den folgenden Jahren zu zwei Bänden und veröffentlichte sie 1820 unter dem Titel: Zur Beurteilung Goethes mit Beziehung auf verwandte Litteratur und Kunst. Das fortschreitende Manuskript hatte er an den Dichter nach Weimar gesandt, „um sich Hülfe und Auskunft bei demjenigen zu suchen, dem er schon so viel verdankt", und Goethe kam ihm freundlich entgegen, wie sechs Schreiben aus dem Jahre 1819 und 1820 bezeugen, und sprach nach Beendigung des ganzen Werkes seinen rückhaltlosen Beifall aus: „Nehmen Sie also meine Beistimmung im ganzen freundlich auf, denn nicht allein koincidirt das Meiste mit meiner eigenen Vorstellung, sondern auch, wo Sie an mir auszusetzen haben, wo Sie mir widersprechen, würde sich mit wenigen Worten eine Gleichförmigkeit herstellen".

Ueber seine erweiterte Schrift bemerkt Schubarth selbst, daß sie den Versuch enthalte, von einem gewissen Mittelpunkte aus in verschiedene Teile und Gebiete unserer Litteratur vorzudringen, und wenn es auch nicht möglich gewesen sei, ein Urteil darüber schon gegenwärtig zu begründen, ein solches doch wenigstens vor der Hand einzuleiten und anzudeuten. Aus diesem Plane schon ergiebt sich, daß das Buch einer strengen Einheit entbehrt, aber um so fruchtbarer ist es an allgemeinen und treffenden Bemerkungen.[1]) Außer mit Werther's Leiden, Wilhelm Meisters Lehrjahren, Faust und der Bedeutung des Mephistopheles für dieses Drama, den Wahlverwandtschaften, Pandora, Tasso, Iphygenie auf Tauris, der Natürlichen Tochter, beschäftigt er sich besonders noch mit August Wilhelm Schlegels Ansicht vom Christentum, Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts, mit Shakespeare und den Nibelungen.

Während er in dem ersten Bande, wo Goethe's Schöpfungen im allgemeinen der Gegenstand seiner Untersuchung sind, sich bemüht, das ihnen inwohnende Menschliche auszumitteln und die innere Verwandtschaft Wilhelm Meister's mit Werther's Leiden, der Wahlverwandtschaften mit Faust, sowie die Gesamtbeziehung des Inhalts dieser Werke auf das dramatische Gedicht Pandora zu begründen, sucht er im zweiten Bande besonders ein richtigeres Verständnis des Faust und des Mephistopheles anzubahnen. Nicht die gewöhnliche Ansicht vom Teufel bringe der Dichter im Drama vor, sondern er kehre das Verhältnis um und zeige uns nicht einen Störer der rechten von Gott eingesetzten Ordnung der Welt, sondern er bringe eine Figur auf die Bühne, die sich in wütendem und doch ohnmächtigem Aerger fast verzehre, weil Faust die Anmaßung gehabt hat, die Rechte seiner Verwandtschaft mit der göttlichen Natur geltend zu machen.

In ähnlichem Ideenkreis bewegt sich Schubarth auch in der dem Hirschberger Programm 1830 beigegebenen Abhandlung über Goethe's Faust. Nachdem er den Dichter nach seiner Leistung überhaupt vom Standpunkt der gesamten höheren Entwickelung unseres Volkes betrachtet hat, stellt er ihn den vorzüglichsten Individuen, welche den Gipfel und Mittelpunkt deutscher Kultur bezeichnen, dem Cherusker Armin, dem Ostgoten Theodorich, Karl dem Großen und Luther, nicht nur gleich, sondern er erhebt ihn über diese. Nur Shakespeare könne den

[1]) Zur Beurteilung Goethes. I. 1.

Vergleich mit Goethe aushalten; sei jener der Schöpfer einer wahrhaften Poesie, so habe dieser seinem ganzen dichterischen Wirken das Ziel gesteckt, eine harmonische Entfaltung des Menschen durch die Dichtkunst nach allen Seiten zu vermitteln. Im letzten Teil seiner Abhandlung wendet sich Schubarth endlich zu Faust und insbesondere zur Rolle des Mephistopheles. In dem Teufel erblickt er nur die Zuchtrute, welche die „menschliche Halbheit" bestrafen und die „sittliche Ganzheit" herbeiführen soll, sodaß Teufel und Engel in dem großen Haushalt Gottes zu einer wunderbaren Harmonie zusammenstimmen, da ja Mephistopheles die Bestimmung hat, Unwahres und Unsittliches niederzuschlagen, die Engel dagegen das Sittliche und Waare hervorrufen sollen.

Seinen Vorlesungen über Faust fügte Schubarth (Mai 1830) noch einen Nachtrag hinzu,*) in welchem er seine Vermutungen über den weiteren Gang des Dramas zusammenstellt und den Versuch macht, das Fehlende zu ergänzen. Nach seiner Trennung von Helena wird Faust von den eilenden Wolken mitten in die Bedrängnisse des dreißigjährigen Krieges versetzt, der in seinen wechselnden Phasen und mit seinen Hauptbelden vor seinem Auge vorüberzieht. Dann durchlebt er die Epoche der englischen Revolution, und wie in weiter Ferne tauchen nebelhaft aus dem Wogensturm der Zeiten die herrlichen Gestalten Eugens von Savoyen und Friedrich's II. ihm entgegen. Als er die Schreckensszenen der großen französischen Revolution wahrnimmt, da erleuchtet ihn mit einem Schlage himmlische Klarheit und enthüllt ihm den geringen Wert alles eigentlichen Weltwesens. Er flüchtet in die Wolkenregion und das Reich der Wissenschaften und der Künste. Bald aber ruft ihn eine neue Leidenschaft, die in Folge der Begegnung mit Lilli entbrennt, zum irdischen Treiben zurück, und da seine Wünsche nicht erhört werden, entwickelt sich in seiner Brust der tragische Konflikt, der ihm alles Irdische reizlos erscheinen läßt und eine überraschende Katastrophe herbeiführt. Faust wirft sein Leben als eine unnütze Bürde und Last von sich.

Der Ausgang des zweiten Theils des Goetheschen Trauerspiels beweist indes, daß das Ende Faust's gerade entgegengesetzt ist, wie Schubarth annahm, daß nicht Flucht aus dem Leben „der Weisheit letzter Schluß" sei; denn der hundertjährige Faust scheidet mit den Worten ab:

„Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn!"

Dagegen ist Schubarth noch die Genugthuung geworden, daß seine Auffassung des Mephistopheles von zeitgenössischen Forschern mehrfach angenommen wurde, und auch heute zählt sie noch Anhänger. Von Weiße bis Scherer fehlt es nicht an Kritikern, die in Mephistopheles keinen Teufel erkennen, der sich nur am Schaden weide und am Verderben letze, sondern die in ihm den Sendling des Erdgeistes sehen und ihn deuten als das Prinzip, das alles irdische Treiben und auch die böse Begierde umfasse.[1])

Im Zusammenhang sollten Schubarth's Studien über Goethe entwickelt und dargelegt werden; wir wenden uns nunmehr zu dem Jahre 1820 zurück. Im Spätsommer dieses Jahres unternahm Schubarth eine Reise nach Dresden und Leipzig und dehnte sie bis Jena aus, um Goethe zu besuchen, der ihn schon im voraus zum schönsten willkommen geheißen hatte. Darüber berichtet der Dichter in den Tag- und Jahresheften:[2]) „Mich besuchte Ernst Schubarth, dessen persönliche Bekanntschaft mir höchst angenehm war. Die Neigung, womit er meine Arbeiten umfaßt hatte, mußte mir ihn lieb und wert machen, seine sinnige Gegenwart lehrte mich ihn noch höher schätzen, und ob mir zwar die Eigenheit seines Charakters einige Sorge für ihn gab, wie er sich in das bürgerliche Wesen finden und fügen werde, so that sich doch eine Aussicht auf, in die er mit günstigem Geschick einzutreten hoffen durfte".

Diesen liebevoll anerkennenden Worten entsprachen auch Thaten. Goethe nahm sich seines jugendlichen Freundes wahrhaft väterlich an und war bis zu seinem Tode unermüdlich für sein Wohlergehen thätig. Wenn der Erfolg so sehr hinter des Dichters eigenen Wünschen und Schubarth's Hoffnungen zurückblieb, so sind widrige Umstände und dann auch jene Eigenheit des

*) Gesammelte Schriften S. 137—155.

[1]) Graffunder „Der Erdgeist und Mephistopheles in Goethes Faust", Preuß. Jahrb. 68, 700 ff.

[2]) Goethes Werke (Cotta) 23, 301.

Charakters Schubarth's in erster Linie dafür verantwortlich zu machen. Unbekümmert um die herrschende Zeitströmung ging er seinen eigenen Weg; die Selbständigkeit und Festigkeit seines Wesens wuchs bis zur Starrheit, und die zahlreichen redlichen Freunde, die außer Goethe an dem Wohlergehn und Vorwärtskommen des jungen Gelehrten innigen Anteil nahmen, waren ohnmächtig gegen diese allzu kräftig ausgeprägte Eigenart seines Wesens, wie der Briefwechsel Goethes mit Zelter [1]) und mit dem Staatsrat Schultz [2]) beweist.

Schon vor dem Besuch in Jena hatte Schubarth das romantische Gedichtchen Olfried und Lisena von August Hagen in Königsberg auf Goethes Veranlassung, der das Epos sehr hoch schätzte, [3]) besprochen, und die Rezension [4]) fiel so nach Wunsch aus, daß Goethe sie in „Kunst und Altertum“ abdrucken ließ und an Schubarth schrieb: Über Olfried und Lisena haben Sie ganz meine Empfindungen und Ansichten ausgesprochen; ich verlangte nicht mehr als das, was Sie geben.

Es erscheint nicht unwahrscheinlich, daß die Frucht, welche das persönliche Zusammensein mit Goethe zeitigte, Schubarth's Buch über Homer ist. [5]) Schon in den ästhetischen Aphorismen, die er dem zweiten Bande des Werkes über Goethe einverleibte, finden sich mehrfach Stellen (S. 298, 305), in denen Schubarth sich mit aller Schärfe gegen Wolf und die von ihm verfochtene Theorie der Entstehung der Homerischen Epen erklärt. Es liegt nahe anzunehmen, daß Goethe bei dem regen Interesse, das dieser Gegenstand ihm stets abgewonnen hat, darüber mit dem jungen Gelehrten in Jena mündlich verhandelt und ihn in der Richtung bestärkt hat, die seine Forschungen schon eingeschlagen hatten, sodaß was Schubarth früher nur kurz angedeutet hatte, in ausgereifter Form und systematischer Durchführung nun in den Ideen über Homer wieder zu Tage tritt.

Der Verfasser meint den Trojanern einen höheren Standpunkt, eine weniger düstere Vorzeit anweisen zu müssen als den Hellenen; auf der Seite jener zeige sich das Bewußtsein von einem Übergewicht in geistiger und sittlicher Hinsicht über die Achäer, die in jeder Beziehung tiefer ständen. Die letzte Konsequenz dieser Annahme war es daher, daß Schubarth die eigentümliche Vermutung aufstellte und zu begründen versuchte, Homer sei kein Grieche gewesen, sondern ein Trojaner. Wie könnte andernfalls Milet, die Hauptstadt Joniens, als ein von Barbaren bewohnter Ort bezeichnet werden! Der Dichter der althellenischen Epen sei vielleicht sogar ein Mitglied der herrschenden Familie gewesen und habe am Hofe eines Fürsten aus dem Geschlecht der Äneaden gelebt. Daß die Poesie ja unter fürstlichem Schutze am besten gedeihe, zeige das Beispiel Tassos, Shakespeares, Calderas und endlich Goethes.

Dieser wird schwerlich allen Ausführungen und Annahmen des jungen Gelehrten beigestimmt haben, aber wohl erregte das Buch Schubarth's dadurch sein besonderes Interesse, daß es ihn in seiner Ueberzeugung von der Einheitlichkeit der Ilias befestigte. Seine Auffassung über den Dichter der griechischen Epen war mehrfach dem Wechsel unterworfen gewesen. Als Friedrich August Wolf seine Hypothese von dem rhapsodischen Ursprung der homerischen Epen veröffentlichte, durch welche die historische Persönlichkeit Homers zu einem bloßen Schatten verflüchtigt ward, da machte Goethe aus seiner Entrüstung kein Hehl. Aber er beruhigte sich schnell und war später durchaus geneigt, Wolf's Annahme als richtig anzuerkennen, daß wir die Homerischen Epen in ihrer jetzigen Form den Alexandrinern verdanken. Schon 1797 feiert er daher in der Elegie „Hermann und Dorothea“ begeistert den großen Hallenser Philologen: [6])

Erst die Gesundheit des Mannes, der endlich vom Namen Homers
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.

Aber auf die Dauer fühlte sich seine dichterische Empfindung durch Wolf's Lehre nicht

---

[1]) Herausgegeben von Riemer. 1834.

[2]) Bratanek „Neue Mitteilungen aus Goethes handschriftlichem Nachlaß“. 1874. Bd. 2.

[3]) G. an Zelter. 20. September 1820: Du wirst gewiß entzückt sein, gerade Deinen Ostseeduft durch das ganze Büchlein anwesend zu spüren. Es ist eine wundersame Erscheinung, die mir viel Freude gemacht.

[4]) Goethes Werke (Cotta) 28. 221 ff.

[5]) Ideen über Homer und sein Zeitalter. Eine ethisch-litterarische Abhandlung. 1821.

[6]) Cottas Ausgabe. 1. 239. 240.

befriedigt, und als Schubarth das Buch über Homer schrieb, hatte Goethe „die sondernde verneinende Epoche überstanden, die jedem Dichter verhaßt sein muß“, und er sprach dem Verfasser des Buches sein unumwundenes Lob aus, daß ihre Überzeugungen so ganz zusammenträfen. [1]) Diese Anregungen, die dem greisen Dichter von dem jungen Freunde gereicht wurden, wirkten noch nach Jahren so nachhaltig, daß Goethe noch 1827, als er von neuem durch eine in derselben Richtung sich bewegende Schrift beeinflußt worden war, zunächst in „Kunst und Altertum“ den Aufsatz „Homer noch einmal“ veröffentlichte [2]) und eine Paraphrase seines Inhalts in dem epigrammatischen Gedicht „Homer wider Homer“ [3]) gab:

Scharfsinnig habt ihr, wie ihr seid,
Von aller Verehrung uns befreit,
Und wir bekannten überfrei,
Daß Ilias nur ein Flickwerk sei.

Mög' unser Abfall niemand kränken;
Denn Jugend weiß uns zu entzünden,
Daß wir Ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig Ihn empfinden.

Wie warm Goethe Schubarth's Buch begrüßte, zeigt besonders sein Briefwechsel mit dem seiner eigenen Natur in so vielen Stücken kongenialen Zelter: „Begegnest Du einem Karl Ernst Schubarth von Breslau, so sei ihm freundlich in meine Seele: er hat über meinen Faust geschrieben und giebt jetzt heraus Ideen über Homer und sein Zeitalter; ein Büchlein, das uns in guten Humor versetzt; die Zerreißenden werden nicht damit zufrieden sein, weil es versöhnt und eint“ (14. Oktober 1821), und: Begegnet Dir das Büchlein, so greife danach. Es ist vermittelnd, einend, versöhnend und heilet die Wunden, die uns von dem Raubgetier geschlagen worden (19. Oktober 1821).

Aus dem regen wissenschaftlichen Verkehr mit Goethe war für Schubarth in diesem ein warmer Gönner und väterlicher Freund erstanden. Schon 1819 (13. November) sucht der gefeierte Dichter den Lebensweg des Jünglings zu ebnen und ihn in eine Lage zu bringen, die seinen Wünschen zu entsprechen schien: „Ihre Verhältnisse nicht kennend, habe ich schon längst den Wunsch unterdrückt, Sie in Dresden zu wissen, wo Natur, Kunst und lebhaftes Leben Ihnen zum Vorteil gereichen müßte“. Da sich für den jungen Gelehrten keine Aussicht bot, dauernd in Dresden zu bleiben, wandte Goethe seinen ganzen Einfluß an, um dem Freunde in Berlin eine feste Existenz zu bereiten; an den Fürsten von Hardenberg, den Minister von Altenstein, an den Geh. Staatsrat Schultz, an Zelter und Hegel schrieb er mehrfach, um sie für seinen Schützling zu interessiren, und diesem eine feste Anstellung zu verschaffen, womöglich an der Bibliothek [4]), denn Schubarth's Wünsche schienen auf eine bescheidene Stelle gerichtet zu sein, die ihm Zeit ließe, seinen litterarischen Neigungen zu leben. Damit diese Wünsche sich um so schneller verwirklichten, siedelte er 1821 selbst nach Berlin über und blieb fast ständig hier bis 1824. Von Schultz und besonders Zelter mit offenen Armen empfangen, schloß er sich doch weniger an diesen an, denn Zelter läßt, wie Schubarth an Goethe klagend berichtet, „sich zu sehr gehen. Dagegen mag ich ihm wohl als junger Bursch zu sehr tot, zu sehr zusammengenommen vorkommen“. [5]) Um so mehr hielt er es

---

[1]) Schreiben an Schubarth vom 19. November 1821. Interessant ist die Thatsache, daß auch dem poetischen Empfinden Scheffels die zerstörungsfrohe Kritik verhaßt ist, „die sich wie am Homer so an den Nibelungen nicht eher erfreuen konnte, als bis sie in eine Anzahl von verschiedenen Sängern an verschiedenen Orten verfaßter Volkslieder auseinander genagt waren . . . . . Der Streit, der noch immer wider den guten Meister Konrad geführt wird, beweist, daß auf diesem wie auf anderen Gebieten das Einfachste am schwersten Eingang findet.“ Eckehard. Anm. 281.

[2]) Goethe-Jahrbuch 1887, 229 ff.

[3]) Werke (Cotta) 2. 247. 248.

[4]) Vergl. außer dem schon erwähnten Briefwechsel G. mit Zelter und Schultz noch Briefe von und an Hegel. 1887. Bd. 2. 236, 248 ff.

[5]) Vergleiche auch Zelters Briefe an Goethe vom 13. März 1822 und 1. Juli 1824.

aber mit dem Geheimrat Schultz. Dieser, wie sein Briefwechsel mit Goethe zeigt, ein feingebildeter und alle Gebiete der Wissenschaft und Kunst mit gleich lebhaftem Interesse umfassender Gelehrter, übte auf Schubarth einen nachhaltigen Einfluß aus. Wenn auch Schultz sich vergebens bemühte, „den Widerstand zu besiegen, den ein Mißverhältnis seines Lebens überall entgegensetzt, wo er seine Eigenheit aufzuopfern verpflichtet werden muß“, [1]) so ließ er seinen Schützling dennoch nicht fallen. Von jenem veranlaßt, begann Schubarth 1823 in Berlin die Herausgabe der Zeitschrift „Paläophron und Neoterpe“, die indes nur zwei Jahrgänge erlebte. Der Name lehnt sich unzweifelhaft an das dramatische Gedichtchen an, das Goethe im Jahre 1800 der Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar gewidmet hatte und in welchem er den Gegensatz zwischen der neuen und alten Zeit poetisch verklärte. (Werke (Cotta) 15, 257 ff.)

Reich war das Programm, mit dem Schubarth vor die Leser trat. Die neue Zeitschrift sollte ästhetisch-kritischen Inhalts sein und das Gebiet der Kunst und Sitte, Religion und Wissenschaft berücksichtigen. Wenn auch die homerischen Epen und Goethes Hauptwerke im Mittelpunkt des Ganzen stehen und am eingehendsten behandelt werden, so zeichnen sich die Hefte doch durch reichen Inhalt aus, und es finden sich daneben Absätze, die in den Kreis nicht fallen, welcher Schubarth's litterarische Thätigkeit bisher umschloß. Sie sind deshalb um so interessanter, da sie ganz neue Seiten seines Wesens enthüllen; er zeigt sich hier als Vorläufer der sozialaristokratischen Anschauungen, die in der Gegenwart ihren schärfsten Vorkämpfer in Friedrich Nietzsche gefunden haben. In dem Aufsatze über falsches Humanitätsstreben wendet er sich mit scharfer Logik gegen „die gefährlichste aller Parteien, welche unter dem Scheine, der Humanität die ausgedehnteste Anwendung zu verschaffen, doch nur bemüht ist, alles einer unvermeidlichen Zerstörung entgegen zu führen“. Inhaltlich verwandt damit ist ein anderer über Repräsentation, in welcher der Verfasser einen mehr ästhetischen als sittlichen und politischen Begriff sieht: „Sie beruht nicht auf dem Sein, sondern auf dem Schein. Man repräsentiert also nur um so vollständiger, je weniger man, oder vielmehr geradezu, nicht ist, was man scheint, und doch vollkommen zu sein scheint. . . . . Wenn wir also die Repräsentation sittlich und in allen Fällen, wo es die Wirklichkeit und nicht den Schein gilt, verabscheuen müssen, weil sie das, was das Rechte in dieser Hinsicht wäre, gänzlich aufhebt, ja unmöglich macht: so muß sie uns dagegen auf dem ästhetischen Felde als eins der unschätzbarsten, wirksamsten Kunstmittel erscheinen. Ja, wie z. B. ein Drama ohne jenes für einen Kunstzweck bereite L ü g e n der Repräsentation aufzuführen wäre, ist nicht abzusehen. Allein hier ist auch gerade dieser l ü g e n h a f t e Charakter der Repräsentation sogleich unschädlich, weil man von einem Drama nicht Wirklichkeit fordert, sondern nur verlangt, daß es nur durch den Schein einer Wirklichkeit angenehm unterhalte“. [2]) Mag auch in dieser Auffassung viel Einseitiges liegen, andere Bemerkungen und die zusammenhängenden Erörterungen besonders über das Staats- und Kunstleben der Griechen und Römer sind treffend und geistreich.

Wir ständen vor einem schwer lösbaren Rätsel, weshalb Schubarth so unerwartet als politischer Schriftsteller auftritt, wenn uns nicht die Briefe des Staatsrats Schultz an Goethe die Aufklärung böten. Schultz selbst war nicht nur Mitarbeiter der neuen Zeitschrift — ein kleiner Artikel über einen 1823 in Berlin gegründeten Goethe-Verein, der sich die Sammlung aller Ausgaben von Goethes Schriften als Ziel gesteckt hat, ist aus seiner Feder geflossen [3]) — sondern er ist wohl der geistige Vater des ganzen Unternehmens. Am 12. Mai 1823 schreibt er an Goethe: Die gegen den Zeitsinn gerichtete Rubrik der Schubarth'schen Hefte wird sich, wenn das Unternehmen Fortgang gewinnt, mehr und mehr aufthun. Es ist wohl Pflicht, mit dem Ernste nach und nach hervorzutreten; damit aber die Welt ihn vertragen lerne, muß man Künste anwenden. In Pillen, eingehüllt in Goldschaum, geht die bitterste Medizin am ersten ein, hinterdrein ein Stück Zucker oder sonst was Gutes! Deshalb mußte der Plan nach dem Geschmacke der Welt so

[1]) Bratanek „Neue Mitteilungen aus Goethes Nachlaß“. S. 301. Vergl. auch noch S. 266, 270, 274, 275, 287, 288, 291, 297, 301.

[2]) Paläophron und Neoterpe. Stück 1, S. 224, 235, 236, 237.

[3]) Bratanek. 287.

bunt als möglich angelegt werden, und Schubarth versteht nur noch zu wenig, sich darein zu schicken. [1])

Mit dem Eingehen der Zeitschrift 1824 schwanden Schubarths Hoffnungen abermals, in Berlin eine dauernde Heimat zu finden. Zugleich auch hatte er durch sein Buch über Homer Fr. A. Wolf und dessen Schule gründlich erbittert, und Zelter mußte daher bei seinem Besuch in Weimar im Dezember 1823 dem greisen Dichter mitteilen, daß Schubarth ohne Anstellung sei, weil er es in Berlin mit den Philologen verdorben habe. [2]) Schultz suchte zwar den jungen Gelehrten für das Kunstfach zu gewinnen, aber er traf dabei auf geringe Neigung vonseiten Schubarths, [3]) und dieser entschloß sich endlich, nach langem und erfolglosem Warten, in seine heimatliche Provinz zurückzukehren; hier weilte er zwei Jahre bei seinen Schwiegereltern in der Nähe von Liegnitz.

Vom Oktober 1822 bis zum Dezember 1825 hatte der Briefwechsel zwischen Goethe und Schubarth vollständig geruht; nun beginnt die Korrespondenz von neuem, nachdem der Dichter zunächst durch den Staatsrat Schultz an Schubarth die Frage gerichtet hatte, ob er an der Herausgabe seiner sämtlichen Werke teilnehmen wolle. Schultz, der gerade damals von einem schweren Uebel befallen war, scheint vergessen zu haben Schubarths Bereitwilligkeit nach Weimar zu melden, denn Goethe schreibt deshalb am 6. Februar 1825 an diesen und macht ihm den Vorschlag, die drei Bände Wahrheit und Dichtung zu übernehmen, „wobei keine Vergleichung stattfindet, sondern ein scharfsinniger Korrektor allein auf Druck- und Sinnfehler zu sehen hat“. Darauf sprach Schubarth in einem Schreiben vom 3. März seine Freude und Bereitwilligkeit aus, an der Herausgabe der gesamten Werke des von ihm so hoch verehrten Mannes teilnehmen zu dürfen, aber umgehend, am 21. März, traf eine Antwort ein, die ihn dieser Hoffnung beraubte und schmerzlich berührte. Goethe hatte seinen anfänglichen Plan, die Herausgabe seiner Werke vielen Händen anzuvertrauen, fallen gelassen und gab davon dem jungen Freunde mit folgenden Worten Nachricht: Ich that den Vorschlag, Sie möchten sich mit Wahrheit und Dichtung beschäftigen, ob ich schon die ersteren poetischen Bände einem benachbarten Freunde übergeben hatte. Ich dachte mir hiebei einen Versuch: inwiefern es möglich sein dürfte, durch zwei Personen dieses Geschäft fortzuführen. — Allein bei näherer Betrachtung fand sich viele Bedenklichkeit: man mußte sich vorerst über Rechtschreibung der deutschen Worte, sodann der aus fremden Sprachen entlehnten vergleichen, ferner über Flexion, worin ich mir manches Willkürliche erlaubt habe; die Interpunktion kommt alsdann in Betracht; und sollten nicht in den meisten dieser Dinge zwei vorzügliche Männer verschiedenen Überzeugungen nachgehen? Wer sollte zuletzt entscheiden? und würde ich nicht gerade, indem ich einer solchen Bemühung auszuweichen gedenke, sie dadurch auf mich heranlocken? — Über diese Betrachtungen, und wenn sie mir auch dunkel vorschwebten, ging ich in meinem vorigen Briefe hinaus, weil der Wunsch, mit Ihnen wieder in eine nähere Verbindung zu treten, mir allzu lebhaft wurde. — Nun aber gesellt sich zu dem Vorigen noch Ihre Entfernung von litterarischen Hülfsmitteln, die Ortsentfernung, die uns scheidet, und die Ungewißheit Ihres Aufenthaltes. Wenn ich nun dies zusammen bedenke und überlege, wie es in meinen Jahren immer nötiger wird, alles, worauf ich zu wirken habe, nahe zu halten, zu vereinigen und die Geschäfte so gut als möglich abzuthun, so wird es mir zur Pflicht, Ihnen dieses gleichmäßig vorzulegen. — Ich muß auf gar vieles verzichten, in Betracht, daß ich mit jedem Tage auf mehreres zu verzichten habe. Möge Ihrem Lebensgang bald eine günstigere Sonne leuchten.

Infolge dieses ablehnenden Schreibens fielen auf das bisher ungetrübte Verhältnis des greisen Dichters und seines jungen Freundes schwere Schatten, und Jahre vergingen, bis sie sich verzogen. Erst nach einer Unterbrechung von 4 Jahren kam der stockende Briefwechsel

[1]) A. a. O. 291.

[2]) Eckermanns Gespräche mit Goethe (1. Auflage). I. 98.

[3]) Bratanek a. a. O. 291.

wieder in Fluß, als Schubarth 1829 die Streitschrift gegen Hegel: Über Philosophie überhaupt und Hegels Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften insbesondere" veröffentlichte.[1])

Schon auf der Universität hatte Schubarth mißtrauisch der Philosophie sich genähert, und die märchenhafte Naturphilosophie, wie sie Steffens lehrte, führte nicht zur Empfehlung dieser Wissenschaft, sondern bestärkte ihn in seinem skeptischen Standpunkt. Nun hatte Hegel einen stolzen Gedankenbau aufgeführt mit dem Anspruch, für alle Zeiten ein Werk geschaffen zu haben. Nach ihm ist die Offenbarung kein Wunder, sondern die Entstehung des Christentumes, die Menschwerdung Gottes ist eine ebenso notwendige Entwickelungsphase des menschlichen Geistes wie jeder andere Fortschritt der Weltgeschichte. Das bekämpft Schubarth von dem Standpunkt des gläubigen Christen aus, und auch gegen andere Annahmen polemisiert er mit Glück. Er weist darauf hin, daß der berühmte Philosoph an anderer Stelle seiner Wissenschaft nur die Aufgabe gestellt habe, ihre Zeit in Gedanken zu erfassen und daß damit die Abhängigkeit von dem Zeitgeist, nicht die Herrschaft über ihn ausgesprochen werde. Nicht minder fordere zum Widerspruch heraus der Versuch, alle Hauptgebiete des menschlichen Geistes, sei es Kunst, Wissenschaft, Religion oder Staat, einer höheren geistigen Universalsphäre einordnen, d. h. der Philosophie unterwerfen zu wollen. Dies Verfahren gleiche ganz dem doch nutzlosen Vorgehen jener Welteroberer, welche eine freie, unabhängige Entwickelung nicht dulden wollen und diese Ordnung so lange bekriegen, bis alle freien Glieder als Teile der Sphäre ihrer Universalpolitik aufgegangen sind. Die zahlreichen Citate aus Goethes Werken, mit denen Schubarth seine Ansicht stützt, beweisen, daß seine Polemik durch den Dichter beeinflußt war. Wunderbarer ist es allerdings, daß der Verfasser an anderen Stellen auch den phantastischen Daumer gegen Hegel ausspielt.

Schubarth mochte bei Goethe ein tieferes Interesse für seine Ansicht voraussetzen, er übersandte ihm daher die Schrift, und der Dichter war, wie Eckermanns Aufzeichnungen bezeugen,[2]) höchlich darüber erfreut. „Ich habe im Schubarth zu lesen fortgefahren; er ist freilich ein bedeutender Mensch, und er hat sogar manches sehr Vorzügliche, wenn man es sich in seine eigene Sprache übersetzt. Die Hauptrichtung seines Buches geht darauf hinaus, daß es einen Standpunkt außerhalb der Philosophie gebe, nämlich den des gesunden Menschenverstandes, und daß Kunst und Wissenschaft, unabhängig von der Philosophie, mittelst freier Wirkung natürlicher menschlicher Kräfte immer am besten gediehen sei. Dies ist durchaus Wasser auf unsere Mühle. Von der Philosophie habe ich mich selbst immer frei erhalten; der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes war auch der meinige, und Schubarth bestätigt also, was ich mein ganzes Leben selber gesagt und gethan habe.

Indes diese polemische Schrift gegen die noch herrschende Staatsphilosophie schadete Schubarth nicht wie einst sein früherer Angriff gegen Wolf; er kam trotz des weitreichenden Einflusses der Hegelianer 1830 endlich an das Ziel seiner bescheidenen Wünsche.

Schon seit dem Jahre 1826 weilte er in Hirschberg, hierher berufen als Erzieher von mehreren Familien, und 1830 erhielt er eine ordentliche Lehrerstelle an dem evangelischen Gymnasium in unserer Stadt. Der letzte Brief von Goethes Hand, der sechs Wochen vor des Dichters Tode geschrieben ist (14. Februar 1832), zeigt die aufrichtige Freude des unverändert teilnehmenden Freundes, daß sein Schützling endlich eine gesicherte Lebensstellung errungen hat. „Die Nachricht, daß Sie, mein Teuerster, wirklich angestellt und für Ihre künftige Lebenszeit beruhigt sind, war mir sehr angenehm, und ich habe es für meine Schuldigkeit erachtet, des Herrn Staatsminister von Altenstein Excellenz auch in meinem Namen deshalb zu danken."

Die folgenden Sätze enthalten die trefflichen Ansichten Goethes über Pädagogik und sind so interessant, daß auch sie ihren Platz hier verdienen: „Was ich Sie nun inständig bitte:

---

[1]) Auf dem Titel wird außer S. noch als Herausgeber K. A. Carganico genannt. Die Vorrede läßt indes keinen Zweifel, daß S. der alleinige Verfasser des Buches ist und daß C. sich nur der Mühe einer nochmaligen Korrektur unterzogen hat.

[2]) Gespräche mit Goethe. II. 55.

beobachten Sie ja recht genau, was für eine Höhe von Bildung Ihr Kreis eigentlich bedarf und verlangt. Alles Voreilige schadet, die Mittelstufen zu überspringen ist nicht heilsam, und doch ist jetzt alles voreilig und fast jedermann sprungweise zu verfahren geneigt. Indessen ist es schwer, aber doch nicht unmöglich, den Menschen auf den eigentlichen Punkt, wo er praktisch wirken kann und soll, zurückzuführen; ich kenne jetzt keine andere Pädagogik. Sie sind von einer trefflichen Masse thätiger Menschen umgeben, und es wird Ihnen leicht sein, jeden, auf den Sie Einfluß haben, an seinen Tag, an seine Hand anzuweisen, damit er leiste, was er vermag. Hierin liegt das wahre Verdienst um die Menschheit. das wir alle zu erwerben suchen sollen, ohne uns um den Wirrwarr zu bekümmern, der fern oder nah die Stunde auf die unseligste Weise verdirbt." Nachdem der Dichter ferner noch bemerkt hat, daß der zweite Teil von Faust abgeschlossen sei, und daß Schubarth selbst bald werde beurteilen können, inwieweit seine Annahmen eingetroffen seien, inwiefern der Dichter sich von ihnen entfernt habe, fährt er fort: „Über die Tragödie kann ich keine Meinung äußern. Während der vielen Jahre, in denen ich einem bedeutenden Theater vorstand, habe ich die Stücke niemals anders als in Bezug auf die Bühne und ganz eigentlich m e i n e Bühne betrachtet. Und so könnt ich auch jetzt ein Stück in keiner anderen Rücksicht beurteilen, wenn ich anders meine Gedanken in ein Feld zurückwenden dürfte, auf dem ich längst für immer Abschied genommen. — Auch bedenkt man nicht, was für Momente bei Beurteilung einer Tragödie zu beachten sind. Ein solches Stück kann physiologische und pathologische Verdienste haben, sogar dramatisch zu schätzen sein, und es ist doch noch nicht theatralisch. Alles dieses, wenn ich nicht irre, wäre bei dem gegenwärtigen Trauerspiel zu bedenken. Eine wahrhaft belehrende Entwickelung würde an Volumen vielleicht das Stück selbst übertreffen; weiter darf ich mich nicht einlassen."

Th. Paur meinte, den letzten Abschnitt aus Goethes Brief in engere Verbindung mit dem Vorhergehenden setzen zu müssen und bezog ihn noch auf Faust. Dieser Auffassung gegenüber bemerkt Hettner mit Recht, daß Goethe nicht von seinem Drama mehr spricht, sondern daß es sich wohl um den poetischen Versuch eines Hirschberger Dichters handelt, der ein dramatisches Werk dem Altmeister zur Prüfung eingesandt habe. Diese Annahme trifft vollkommen zu. Die Angehörigen Schubarths erinnern sich ganz deutlich, daß der noch vielen Hirschbergern bekannte fruchtbare Dramatiker Robe, der als Justizrat 1864 hier starb, durch Schubarths Vermittelung eins seiner Stücke nach Weimar geschickt hat.

Die Gesamtzahl und die Titel der Robe'schen Stücke lassen sich kaum feststellen; denn sie erschienen meist anonym, teils bei Nesener in Hirschberg, teils bei Goedsche in Meißen. Ich vermute aber, daß die Goethe zur Beurteilung vorgelegte Tragödie das in Jamben gedichtete Drama Hermanfried gewesen ist (erschienen 1832). In ihm behandelt Robe den Fall des Thüringerreiches, der erfolgt, nachdem der König Basinus dem alten Brauche zuwider sein Reich unter alle Söhne geteilt hat, da er in die legitime Geburt des Erstgeborenen, Hermanfried, Zweifel setzen zu müssen glaubt. Auf dieser Thatsache baut sich die dramatische Handlung auf. Hermanfried gerät mit seinen Brüdern in Kampf und geht, da auch der Frankenkönig Dietrich sich einmischt, zu Grunde. So geschickt auch diese Tragödie angelegt ist, wer zwischen den Zeilen des Goethischen Schreibens zu lesen versteht, der merkt, daß der greise Dichter von der Bühnenfähigkeit des Stückes nicht allzuhoch dachte.

Ein Beweis für das Erwachen des öffentlichen Lebens, das infolge der Erschöpfung der Freiheitskriege Jahre lang geschlummert hatte, und dafür, daß das politische Zeitalter, in dem wir jetzt noch stehen, sich rüstet, das ästhetische abzulösen, ist auch die Thatsache, daß selbst Schubarth in seinen litterarischen Arbeiten der Richtung der sich anbahnenden Zeit immer mehr Rechnung trägt. Nach den Vorlesungen über Faust hat er keine ästhetische Abhandlung mehr geschrieben; aus seiner Feder fließen nur noch historische Schriften, zum Teil polemischer Art, indem er gegen die demokratische immer mehr zur Herrschaft durchdringende Richtung kämpft, zum Theil solche, in denen er Bausteine zu einer Wissenschaft der Geschichte zusammenträgt.[1])

---

[1]) Soweit ich festzustellen vermochte, gehören hierher folgende Schriften Schubarths: 1) Einleitung zu Vorträgen über neuere Geschichte. (Gehalten zu Hirschberg in einem Privatzirkel am 13. Dezember 1831).

Diese Abhandlungen berühren sich so vielfach, daß eine Wiedergabe der einzelnen zu weit führen würde; ich habe deshalb die Hauptgesichtspunkte, die in ihnen immer wiederkehren, zusammengestellt und hoffe damit ihren Inhalt am besten entwickeln zu können.

Um jede irrige Auffassung auszuschließen, muß ich die Bemerkuna vorausschicken, daß Schubarth kein Verteidiger des Despotismus ist. Wie lebhaft beklagt er es (Einteilung der Geschichte, 37.), daß Ludwig XIV. alle Willkür des bloßen Ichs, die Zufälligkeit seiner Launen für den Staat und die in ihm zu verfolgenden Zwecke sanktionierte! Durch diese Verwechselung des Ich mit dem Fürsten und seinem Berufe sei es dahin gekommen, daß unter seinem schwachen Nachfolger die jedesmalige Maitresse, die auch ein Ich hatte und mit demselben das Ich des Königs beherrschte, Frankreich regierte.

Aber ebenso kraftvoll wie gegen schrankenlose fürstliche Willkür führt Schubarth den Kampf gegen den herrschenden Zug seiner Zeit. „Was sich denkend und schreibend von meinem inneren Wesen ablöst, ist mehr oder weniger ein Widerspruch gegen die Zeittendenz," sagte er von sich selbst, als er mit Varnhagen seine litterarische Fehde ausfocht. Nur natürlich ist es bei seiner Verehrung Goethes, daß er das Verdienst der großen Männer voll würdigt. „In der Geschichte beruht das Beste und Größte zuletzt auf individuellen Größen aller Art; sie sind Repräsentanten des Markes und Kernes alles Lebens, das in der Volksmasse dunkel und unerkennbar wogt; sie zählen gleichmäßig für viele, wo nicht für alle."

Deshalb kämpft er auch gegen die ins Generelle übergehende, über alle Klassen sich verbreitende Bildung, die alle Unterschiede aufzuheben und gleichgültig zu machen sucht; deshalb erhebt er gegen Repräsentativverfassungen und konstituierende Versammlungen jeder Art — „das Universalmittel unserer Tage" nennt er sie — immer wieder seine Stimme. Mag auch die Entwickelung der Volkssouverainetät sich aus der Geschichte Englands und Frankreichs herleiten lassen, die Folgen davon seien unheilvoll genug; denn eitle Prahlerei mit angeblich liberaler Gesinnung werde mehr und mehr das Evangelium des Tages, und anstatt wirkliche Not und Gebrechen anderer durch eigene höchste Tugend zu übertreffen, fände man es bequemer, dem Schlimmen Schlimmeres entgegenzusetzen. Und doch sei das Eine gewiß, daß die Völker in fest bewahrter Sittlichkeit und Unschuld der Gesinnung eine Waffe besäßen, gegen die alle Tyrannei ohnmächtig sei. „Wage es nur jeder einzelne, auf seinem Posten immerdar das Rechte zu thun, wir wollen doch sehen, wie lange es eine Regierung aushalten würde, das Verkehrte zu thun, wenn sich kein Genosse des Thörichten findet. Was kann der Einzelwille des Mächtigsten gegen die Trefflichkeit und Tüchtigkeit vieler, ja aller!" Ich habe diese Stelle ganz aufgenommen, weil sie deutlich zeigt, von wie hohem Idealismus und tiefer Sittlichkeit Schubarths Anschauungen getragen sind. Die wahre Freiheit des Menschen, betont er auch an anderer Stelle, beruhe nur in seiner Sittlichkeit, und dieser Besitz innerer Majestät habe in Deutschland Kultur, Sitte, Wissenschaft und Kunst gedeihen lassen und eine Gesamtbildung der Nation hervorgerufen, die ihr immerwährender Schutz und Schirm gegen Not und Übel sei, mögen sie vom Ausland her kommen oder von innen; diese Gesamtbildung habe Deutschland unter dem Druck des napoleonischen Militärdespotismus ungefährdet erhalten; sie werde es weiter wahren gegen neue Verwirrungen staatsrechtlicher Klügeleien, die von Frankreich kommen könnten.

---

2) Die Hauptrichtungen des menschlichen Geistes. 1835. 3) Historische Reflexionen. 1835. 4) Über geschichtliche Analysis und Synthesis. 1837. 5) Was thut der Behandlung der Geschichte not, damit sie ihrerseits als Wissenschaft nicht hinter der Geographie zurückbleibe. Progr. 1838. 6) Über ein Urteil Varnhagens von Ense in dessen Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften. (Provinzialblätter, Oktober- und Novemberheft. 1838.) 7. Über die Unvereinbarkeit der Hegelschen Staatslehre mit dem obersten Lebens- und Entwickelungsprinzip des preußischen Staates. 1839. 8) Antiprolegomena zur Philosophie der Geschichte unserer Tage. 1844. 9) Über Einteilung der Geschichte mit Beziehung auf den Hauptvorgang der geschichtlichen Entwickelung der Menschen. 1847. 10) Ein Fragment über die Reformation. Progr. 1848, 1850. — Nicht benutzt habe ich: Über das Streben der Menschheit zur Einheit, mit Beziehung auf religiöse Einigung mehrerer Tage. 1829. Auch die Königl. Bibliothek in Breslau besitzt diese Schrift nicht.

Schubarth wurzelte mit seinem ganzen Denken noch so in dem Kosmopolitismus des Goethischen Zeitalters, daß ihm die nationalen Tendenzen, die auf die Einigung Deutschlands gerichtet sind, keine Teilnahme abgewinnen, ja daß er seinen Landsleuten überhaupt die Bedeutung eines politischen Volkes abspricht. Da Goethes Worte ihm ein Buch allseitiger Offenbarung waren, so schloß er sich auch in seinen politischen Ideeen an den großen Dichter an, der die Deutschen warnt sich an und mit ihren Nachbarn zu steigern. Deshalb erblickt Schubarth gerade in dem Mangel politischen Lebens nicht nur eine Eigentümlichkeit, sondern den schönsten Vorzug des deutschen Volkes. Nicht in der materiellen Macht der Gewalt, sondern darin, daß unser Vaterland den Osten und Westen in seine sanfteren Bahnen veredelter Menschheit und einer höheren Bildung hineinziehe und seinen Nachbaren den Frieden gewähre, erkennt Goethes Schüler die Hauptaufgabe des deutschen Volkes.

Weniger umstritten als die eben dargelegten, das Gebiet der Politik streifenden Ansichten dürften die Ausführungen sein, durch welche Schubarth eine Philosophie der Geschichte vorzubereiten sucht. Allerdings bringt er es nicht zu einem fest gefugten, abgeschlossenen System, aber er entwickelt anregende, fruchtbare Ideeen, er sucht die Gleichmäßigkeit der geschichtlichen Erscheinungen zu ergründen und die den Thatsachen innewohnenden Gesetze zu finden.

Seine wissenschaftliche Methode legt er selbst folgendermaßen dar. Alles einzelne müsse notwendig gegen das Allgemeine zurücktreten; und wenn auch das geringste Faktum der Geschichte ein Recht habe durchforscht zu werden, so habe doch nicht jede sicher begründete Thatsache den Anspruch auf gleiche Berücksichtigung. Nicht die Summe aller Fakta sei die wahre Geschichte, sondern die Summe ihrer Bedeutung. Indem Schubarth so verfährt, gelten ihm viele der geräuschvollsten Thatsachen, z. B. Schlachten und andere kriegerische Ereignisse wenig, da sie nichts für sich haben, als daß sie wiederholen, was schon tausendmal dagewesen ist und noch oft wiederkehren wird; ja ganze Zeitalter müssen sich gefallen lassen, deshalb in einen einzigen Ausdruck zusammengeschmolzen zu werden.

In dem Aufsatz: „Was thut der Behandlung der Geschichte Not?" unternimmt er zunächst, die wissenschaftliche Methode Ritters auf dem Gebiet der Geographie auch für das Verständnis der Geschichte zu verwenden. Auch diese Wissenschaft könne als großartiger Organismus, bei welchem alle Teile in wechselseitig sich bedingendem Verhältnisse ständen, aufgefaßt werden. Zunächst wird an der Alten Geschichte der Versuch gemacht, eine gewisse Gesetzmäßigkeit aufzufinden, indem die historischen Ereignisse mit den physischen Verhältnissen in eine innere Verbindung gebracht werden.

Unwillkürlich denkt man dabei an den umfassenderen Plan, den Buckle in seiner Geschichte der Civilisation in England sich vornimmt, die vitalen Erscheinungen in die Klasse der physikalischen zu versetzen. Auch der englische Gelehrte sieht den eigentlich geschichtlichen Inhalt des Lebens der Menschheit in dem, was er Civilisation nennt; auch er gewinnt seine Gesetze, indem er aus der Fülle von Thatsachen die maßgebenden zusammenfaßt und den sie vereinigenden höheren Ausdruck findet. Aber welcher Unterschied zwischen der Auffassung Schubarths und Buckles! Für diesen existiert der Ratschluß Gottes und menschliche Willensfreiheit gar nicht, er erklärt alle Thaten aus den äußeren Umständen, die Land, Volk und Zeitverhältnisse auf den einzelnen ausüben, und verflüchtigt den sittlichen Wert des Menschen bis in Nichts; Schubarth dagegen hat von der moralischen Tüchtigkeit und sittlichen Freiheit die höchste und vollkommenste Vorstellung und sieht in ihr allein das, was dem Menschen seinen inneren Wert sichert.

Wenn diese kleine Abhandlung, in der Schubarth die Gesetze der Geographie auf die Geschichte anzuwenden unternimmt, an den größeren aber so viel bekämpften Versuch Buckles in manchen Zügen erinnert, so drängt sich bei dem reifsten Werke dieser Gattung, in dem er über die Einteilung der Geschichte handelt, der Vergleich mit der Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts von Gervinus und mit Rankes Epochen der neueren Geschichte auf, den geistvollen Vorträgen, die der berühmte Geschichtsschreiber 1854 dem König Maximilian II.

von Baiern gehalten hat. Statt des äußerlichen Gesichtspunktes, der zu drei Hauptepochen der Weltgeschichte führt, empfiehlt Schubarth ein organisches Einteilungsprinzip, bei welchem das ethische Element seine Berücksichtigung fände. Dieses aber sei im Christentum zur vollsten Ausbildung gelangt, und er unterscheidet daher nur Altertum und Neuzeit, diese wiederum in Mittelalter, Neuzeit und den jüngsten Zeitraum, der mit der französischen Revolution anhebt, zerlegend. Indes nicht auf dem neuen Prinzip der Einteilung beruht der hohe Wert dieser Schrift, sondern vielmehr in der Fruchtbarkeit und dem Reichtum der Gedanken, die besonders in der vorausgeschickten Einleitung niedergelegt sind.

Alle diese philosophisch-historischen Abhandlungen Schubarths hat das unverdiente Los getroffen, vergessen zu sein, vielleicht weil sie der zu seiner Zeit herrschenden Richtung so entgegengesetzt waren, vielleicht, weil die aus seiner Freundschaft mit Goethe entspringenden Werke die allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Schubarths litterarische Thätigkeit scheint seit 1848 ganz erloschen zu sein. Kränklichkeit lähmte seine Schaffenskraft und machte es ihm auch unmöglich, die akademische Laufbahn zu betreten, die ihm 1841 erschlossen ward. Was bisher das Ziel seiner Wünsche gewesen war, und wofür seine außergewöhnliche Befähigung ihn besonders geeignet erscheinen ließ, das mußte er nun von sich weisen. Im Jahre 1841 ernannte ihn das Ministerium zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät in Breslau. Leider geben weder die hiesigen Gymnasialprogramme noch die Nadbyl'sche Chronik der Universität Breslau an, für welchen Zweig der philosophischen Disciplin Schubarth seine Berufung erhielt, ob für Geschichte, wie Paur und Hettner annehmen, oder für Philosophie, wie mir hier erzählt wird. Sein akademisches Lehramt hat er nie angetreten. Kränklichkeit und vielleicht auch die Besorgnis vor Reibungen, welche er von dem noch vielfach herrschenden Hegelianismus befürchten konnte, ließen ihn auf seine Professur verzichten und in seine bescheidene Stellung am Gymnasium wieder zurückkehren.

Einen teilweisen Ersatz für das, was er ausgeschlagen, fand er in dem mündlichen und schriftlichen Verkehr mit einer Anzahl ausgezeichneter und geistig hervorragender Männer, die ihn zu schätzen wußten.[1]) Theodor von Bernhardi, der bekannte Kenner russischer Verhältnisse und Geschichtsschreiber des Fridericianischen Zeitalters, war ein häufiger Gast bei ihm, und Al. von Humboldt versäumte bei seinem mehrfachen Aufenthalt in Erdmannsdorf und Fischbach nie, mit ihm in Verbindung zu treten. Von der Wertschätzung, in der Schubarth bei ihm stand, legt schon das Schreiben beredtes Zeugnis ab, in welchem Humboldt Fräulein von Küster, eine lernbegierige junge Dame, seinem Interesse empfiehlt. Selbst Friedrich Wilhelm IV. nahm an dem stillen Gelehrtenleben warmen Anteil und schätzte Schubarth hoch. Mehr wie einmal hat dieser, wie die mir von seinen Angehörigen zur Verfügung gestellte Korrespondenz beweist, seinen Einfluß geltend zu machen gewußt zu Gunsten seiner Amtsgenossen. In den vierziger Jahren war das Hirschberger Thal der Sitz demagogischer Wühlereien und eines widerlichen Denunziantentums, das auch das Lehrerkollegium des Gymnasiums mit bösen Verdächtigungen nicht verschonte. Da wandte sich Schubarth an die höchste Instanz, und im Auftrage des Königs erging von dem Geh. Kabinetsrat Niebuhr die Antwort: Ew. Wohlgeboren kann ich die Versicherung geben, daß S. M. der König das Verhalten der Hirschberger Gymnasiallehrer nicht vergessen hat, und es um so mehr zu würdigen weiß, als Allerhöchstdemselben wohl bekannt ist, wie die Verhältnisse der Gymnasiallehrer mannigfach derart sind, daß eine Unzufriedenheit wohl zu begreifen sein würde. Möge der Herr Ihnen und Ihren Herren Kollegen ferner Kraft geben, die Ihnen anvertraute Jugend in christlicher Zucht und echter Wissenschaft zu erziehen.

Bis zum Jahre 1860 führte Schubarth seine Thätigkeit am hiesigen Gymnasium fort. H. Hettner rühmt seine pädagogische Tüchtigkeit: „Als Lehrer ist Schubarth allen seinen Schülern unvergeßlich. Er war Lehrer der Geschichte und der deutschen Litteratur. Ich hatte das Glück, sein Schüler zu sein. Ich verdanke ihm meine ganze Richtung.“ Nachdem er 1860

[1]) Vergl. Beilage 3—11.

in den Ruhestand getreten war, lebte er noch ein Jahr in stillster Zurückgezogenheit. Am 10. Juli 1861 verschied er.

In der Allgem. Deutschen Biographie ist ihm ein ehrendes Denkmal errichtet, und ich vermag seinen Verdiensten nicht besser gerecht zu werden als indem ich diese Worte wiedergebe: „Der äußere Erfolg hat seinem redlichen Streben gefehlt, aber im Stillen hat er auf weitere Kreise veredelnd und anregend gewirkt. Darum passen Goethes Worte in Dichtung und Wahrheit auf ihn: „Insofern der Mensch wirkt und genießt und andere zu wirken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung.“ Auf seinem Andenken ruht wie heller Sonnenschein die liebende Zuneigung und Teilnahme Goethes, und so wird der Name des einfachen Hirschberger Gymnasiallehrers die Jahrhunderte dauern, wenn Vergessenheit Größere als ihn umnachten wird.“

Ungedruckte Briefe aus Schubarths Nachlaß.

Infolge seiner Rezension des epischen Gedichtes Olfried und Lisena war Schubarth mit August Hagen bekannt geworden (geb. 12. April 1797, gest. 15. Februar 1880). Auf dem Gebiete der Poesie hat Hagens Schaffenskraft nach einem vielversprechenden Beginn nichts Fruchtbares mehr hervorgebracht. Goethes Worte in den Annalen der Tag- und Jahreshefte (23, 297) sind in Erfüllung gegangen: „Von deutschen Produktionen war mir Olfried und Lisena eine höchst willkommene Erscheinung, worüber ich mich auch mit Anteil aussprach. Das einzige Bedenken, was sich auch in der Folge einigermaßen rechtfertigte, war, der junge Mann möchte sich in solchem Umfang zu früh ausgegeben haben.“ Dagegen hat A. Hagen sich um die Kunstgeschichte bedeutende Verdienste erworben. Auch sein Roman Norica ist wegen der trefflichen kulturgeschichtlichen Schilderungen noch heute nicht vergessen.

Beilage 1.

Göttingen, den 10. Januar 1822.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Sie hatten die Güte in Ihrem schätzenswerthen Schreiben mir zu erlauben, Ihnen von Zeit zu Zeit Rechenschaft über meine künstlerischen Bestrebungen ablegen zu dürfen, dies macht mich so frei, Ihnen diese Gedichtsammlung zur Ansicht zu übersenden. Im Gegensatz zu meinem größeren Gedichte glaube ich, können diese anspruchslosen Schöpfungen auf das Verdienst eines vollendeteren Kunstgepräges Anspruch machen. Sollten Sie sie für würdig halten, durch den Druck einem größeren Publikum übergeben zu werden, so würde ich Sie ergebenst bitten, wenn Ihnen, wie ich meine, dadurch keine große Beschwerde verursacht wird, das Manuskript irgend einem Buchhändler einzuhändigen, mit dem Anheimstellen mir die Bedingungen zu machen.

Mein zweitägiger Aufenthalt in Weimar reichte hin, um die seltene Herablassung des Herrn Geheimrath von Goethe in seiner (!) ganzen Größe kennen zu lernen. Nicht genug, daß ich zweimal zur Mittagstafel gezogen wurde, wo ich den jugendlichen Humor des Greises zu bewundern Gelegenheit fand, würdigte er mich auch einer besonderen Unterredung, in der er sich mit dem Plane meines Trauerspiels: Bonifacio und Imelda (die Streitigkeiten der bolognesischen Häuser Lambertazzi und Gieremei betreffend) von mir bekannt machen ließ.

Die Schilderung, die Sie mir von dem großen Manne entwarfen, fand ich vollkommen gerecht-
fertigt. Seit zwei Monaten befinde ich mich in Göttingen. Sehr schätzenswert ist mir die
Bekanntschaft des Prof. Müller aus Berlin, dessen tiefen archäologischen Kenntnissen ich bereits
manche Belehrung verdanke.

In Vertrauen der gütigen Verzeihung wegen meines kühnen Unterfangens, empfiehlt
sich der ferneren Gewogenheit

Ew. Wohlgeboren
ganz ergebener
A. Hagen.

Beilage 2.

Göttingen, 31. Januar 1822.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Indem Sie meiner unbescheidenen Bitte mit so unbegrenzter Güte begegnen, kann ich
nicht anders als mit Beschämung für Ihre Bemühungen Ihnen den innigsten Dank sagen.
Keineswegs konnte es meine Absicht seyn Ihre Freundschaft, deren unschätzbarer Besitz mich
stolz macht. auf eine so harte Probe stellen zu wollen, als wie ich fürchte, es den Anschein
haben mogte, da ich es weiß, wie schwer es ist, Buchhändler zum Verlage von Anfängerarbeiten
willig zu finden. Da indeß meine anspruchslosen poetischen Ergießungen sich des Glückes
erfreuen, Ihres Beifalls gewürdigt zu werden, ~~so~~ wünschte ich sie wohl gedruckt zu sehn,
weshalb ich mir die Freiheit nehme, Sie ergebenst zu bitten, dieselben irgend einem Buchhändler
zu übergeben, mag auch das Honorar unbedeutend ausfallen. Gern thue ich auch auf ein
solches ganz Verzicht, wenn ich nur einige Exemplare erhalte, um sie Freunden mitzutheilen.

Wenn ich es auch wegen der damit verknüpften Schwierigkeiten bereuen mußte, Ihnen
die poetischen Versuche übermacht zu haben, so muß es mich doch sehr freuen, auf diese Weise
Ihr mir unendlich schätzbares Urtheil über dieselben zu vernehmen. Sie räumen ihnen so viele
Vorzüge ein, daß ich fast in Versuchung gerathe, Ihr Urtheil für weniger aufrichtig, als
nachsichtsvoll zu halten. Ihrer Güte habe ich es allein zu danken, daß Sie es nicht rügen,
viele durchaus werthlose Kleinigkeiten in der Sammlung gefunden zu haben. Der einmal ge-
wählte Titel verbot es mir, Gedichte in dieselbe aufzunehmen, deren Entstehung außerhalb der
akademischen Laufbahn fiel, und so durfte ich, damit das Bändchen nicht gar zu winzig aus-
fiele, keine strenge Auswahl treffen. Sehr lieb wäre es mir, wenn der Herr Verleger sämmtliche
Räthsel ungedruckt ließe.

An meinem Trauerspiele: Bonifacio und Imelda, habe ich hier, wo die vielfachen Zer-
streuungen des Lebens in einer großen Stadt wegfallen, bisher fleißig gearbeitet und es in
diesen Tagen vollendet. Ich bin gegenwärtig damit beschäftigt es abzuschreiben. Leider! habe
ich hier niemand gefunden, dessen Urteil ich zu Rate ziehen könnte, da die handwerksmäßig
betriebene Gelehrsamkeit jenen Sinn ganz ertötet zu haben scheint, den ein Bürger, Hölty und
andere erweckt hatte. Ein Umstand, der mir um so schmerzlicher ist, da ich den kühnen Plan
hegte, diese Tragödie dem Herrn Geheimrath v. Goethe in Abschrift zu übersenden. Wenn
mich auch die Furcht daran hindert, daß mein Betragen leicht für eine Anmaßung ausgelegt
werden könnte, die um so sträflicher erscheinen muß, wenn sie nicht der Wert des geschickten
Manuskripts rechtfertigt, so ermuntert mich wiederum die Hoffnung, Verzeihung zu erhalten,
zur Ausführung meines Vorsatzes, da der Herr Geheimrath mit dem Plane des Trauerspiels
nicht unzufrieden zu seyn schien und überdies mir beim Abschied die Erlaubniß gab, ihm
bisweilen über mein Treiben Nachricht zu ertheilen. Noch weiß ich nicht, wozu ich mich
entschließen werde.

Ihre Bemerkung, daß der allgemeine Gehalt deutscher Poesie erschöpft sey, wenn ich
recht diesen Ausdruck verstehe, daß jetzt nämlich nichts mehr gedichtet würde, was allgemein
interessieren könnte, weil es nicht aus der Eigenthümlichkeit des Volkes sondern jedes einzelnen
hervorgehe, ist sehr betrübend. So hat also der Deutsche den Gipfel des Pindus (!) schon
erreicht, der Weg bis dahin ist lang, aber der Weg vom Gipfel bis in den Abgrund ist kurz.

Indem ich nochmals herzlich für die Güte, die Sie mir bezeigt haben und mir noch zu bezeigen willens sind, innig danke, regt sich in mir der lebhafte Wunsch auf, Ihnen auch einmal in etwas dienen zu können. Vielleicht könnte mein hiesiger Aufenthalt mir dazu Gelegenheit geben, indem Sie Auszüge oder Notizen aus einem seltenen Buche zu haben wünschten, durch einen solchen Auftrag würden Sie mir ein großes Vergnügen bereiten.

Erhalten Sie mir ferner Ihre Gewogenheit, darum bittet inständigst

Ihr
ergebener
E. A. Hagen.

Beilage 3.

Berlin, den 27. März 1835.

Fräulein von Küster, die ältere von drei Schwestern, Töchtern meines verstorbenen Freundes, des Wirkl. Geh. Raths und Gesandten in München, ist eine überaus gebildete, talentvolle und angenehme Dame. So wie die zwei jüngeren Schwestern sich mit entschiedenem Erfolge der historischen und Landschaft-Mahlerei gewidmet haben, so hat die ältere alles Erhebende und Erfreuliche der Litteratur sich zu eigen gemacht. In dem einsamen Landsitze, bei Hirschberg, wo die Küster'sche Familie den Sommer zubringen wird, entsteht sehr natürlich der Drang, sich Ihnen, verehrungswerter Mann, zu nähern, Sie in den neuen Kreis des Lebens zu ziehn. Sie werden meiner Bitte gern nachgeben und gewiß gern Fräulein von Küster die Stunden schenken, die Sie Ihren weiteren Studien abziehen dürfen. Ich freue mich, diese Gelegenheit benutzen zu können, um Ihnen die erneuerte Versicherung meiner innigen Hochachtung zu geben.

Alexander v. Humboldt.

Beilage 4.

Berlin, den 14. September 1836.

Viele Tage von Berlin abwesend, habe ich jetzt erst durch Geh. Rath Johannes Schulze, der zu Ihren großen Verehrern zählt, gehört, daß die leider! so mäßige Remuneration nicht vom König, sondern vom Ministerium ausgegangen ist. Da mich meine Lage von den Geschäften ganz entfernt hält, einzelne Aufträge des Monarchen abgerechnet, und Aufträge, die dem Schul- und litterarischen Fache ganz fremd liegen, so habe ich nie Kenntniß von dem Ausgange einer Sache, die ich dringend empfohlen habe. Meine Wirkung ist nur darauf beschränkt, den intellectuellen Werth von Personen herauszuheben und lebendig zu machen, die, wie Sie, das Talent der anmuthigsten Darstellung mit der Klarheit der Ideen verbinden. Daß ein edles Selbstgefühl Ihre Laune trübe, begreife ich vollkommen. Ich habe ununterbrochen auf schnelle Veränderung Ihrer Lage gedrungen, aber immer nur von entfernten Hoffnungen reden hören, Sie zugleich in Breslau bei einem Gymnasium und bei der Universität anzustellen. Ihre geschichtliche Analyse wird mir, sobald ich von Jena und Weimar zurückkehre, eine wichtige Lektüre sein. Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung und Ergebenheit

Ew. Wohlgeboren
gehorsamster
Al. Humboldt.

Beilage 5.

Potsdam, 23. April 1836.

Ihr litterarischer ehrenvoller Name, und die Achtung, welche Ihren Produktionen Goethe schenkte, sind meinem Andenken stets gegenwärtig. Ich danke Ihnen, verehrtester Herr Doctor, für Ihr freundschaftliches Vertrauen und werde demselben dadurch entsprechen, daß ich den Geh. Kab.-Rath Müller, einen sehr wissenschaftlich gebildeten Mann, mündlich und schriftlich mit Ihrer Lage und ihren Wünschen bekannt mache. Eine directe Entscheidung

in so speciellen Dingen ist, wie Sie wohl wissen, von dem König ausgehend, nicht zu erlangen; aber was ich bewerkstelligen möchte, wäre eine Anregung an das übrigens für Sie sehr gut gesinnte Alt(enstein'sche) Ministerium, eine Anregung, die endlich thatkräftig würde. Erneuern Sie gütigst mein Andenken in dem geistreichen Hause der v. Jakobi'schen Familie und empfangen Sie die Versicherung meiner innigsten Theilnahme und Hochschätzung.

Al. Humboldt.

Beilage 6.

Schmiedeberg (Sonntags) o. D.

Ich benutze die wenigen freien Augenblicke eines bewegten Lebens, um Ihnen meinen innigsten Dank für Ihr schönes Geschenk und Ihr erneuertes wohlwollendes Andenken auszudrücken. Es ist ein aufheiterndes Gefühl für einen Deutschen, dem nicht bloß allgemeine Bildung, sondern das partielle Leben der Völker am Herzen liegt, daß solche geistige Bestrebungen, solche Vorlesungen in Hirschberg, einer Gebirgsstadt, Aufmunterung und gerechte Theilnahme gefunden haben. Mein Blick ist nur noch auf 2 Seiten Ihres Werkes pag. 25 und 74 gefallen, und in beiden haben Sinn und Ausdruck, Gedanke und Form mich gleich befriedigt. Es würde mich schmerzen, diese Gegend zu verlassen, ohne Sie gesehen zu haben. Ich bin nur noch bis Mittwoch hier, und selbst von 9—12 Uhr in Schmiedeberg unsicher zu finden, sicherer in Fischbach nach der Tafel von 4—5 oder 6 Uhr. Wie, wenn Sie mir die Freude schenkten, Sie dort zu sehen! Lassen Sie mich dort rufen im Schlosse durch einen der Diener des prinzlichen Hauses. Ich habe dort kein Obdach, aber ich gehe dann eine Stunde mit Ihnen spazieren, wenigstens so lange ich kann. Sie werden, hoffe ich, in diesen geschilderten Schwierigkeiten nicht alberne Prätensionen des Hoflebens suchen, und sie meiner einfachen Freude des Naturlebens zuschreiben.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster

Al. v. Humboldt.

Wollten Sie wohl die Plage übernehmen, dem Schuhmacher Lange in Hirschberg in meinem Namen für seinen Brief zu danken und ihm zu sagen, wie erfreulich und achtbar mir seine Beschäftigung mit Natur-Gegenständen erscheine. [1])

Die folgenden 5 Briefe sind von dem bekannten Minister Eichhorn geschrieben. Nachdem Eichhorn zunächst dem auswärtigen Amt angehört und sich besonders um die Gründung des Zollvereins hohe Verdienste erworben hatte, wurde er 1840 zum Kultusminister ernannt. Infolge der Märzrevolution trat er 1848 von seinem Amte zurück.

Beilage 7.

Berlin, den 20. Oktober 1851.

Ich danke Ihnen, geehrter Herr Professor, für die gütige Zusendung Ihres „Fragments über die Reformation" und das mir zugleich damit gegebene Zeichen Ihres fortdauernden freundlichen Andenkens.

Die Abhandlung hat mir sehr gefallen. Sie enthält köstliche Wahrheiten, von denen zu wünschen ist, daß sie recht beherzigt werden möchten. Verlangt man aber von unserer nur mit Eisenbahnen mittelst Dampf-Motiven forteilenden Zeit nicht zu viel, wenn man ihr

[1]) Der Schuhmachermeister Langer (nicht Lange) ist noch älteren Hirschbergern bekannt. Er besaß eine reichhaltige und gut geordnete Steinsammlung; wahrscheinlich haben ihn also mineralogische Interessen veranlaßt, sich mit einer Bitte an Humboldt zu wenden.

anmuthet, ein bischen stille zu halten und sich zu sammeln, um Buß- und Strafpredigten anzuhören?

Vorzüglich hat mich Ihre Auffassung Luthers und seines Wirkens angezogen. So hoch, wie Sie, stell auch ich ihn. Sie sagen (S. 4 der Fortsetzung) „der Kern seines Werkes und Verhaltens war und blieb den meisten seiner Zeitgenossen lange unbekannt, ja er ist zum Theil heute unbegriffen".

Ich fühle mich versucht zu behaupten, daß er heute von den wenigsten begriffen ist, dieser Mann des tiefsten innerlichsten Glaubens und der gewaltigsten expansivsten sittlichen Thatkraft. Beweiß: unsere buchstäbelnden Lutheraner einerseits, und die zahllosen Freygemeindlichen, von welchen Deutsch-Katholiken, Uhlichianer und Ruppianer nur kleine Mückenschwärme sind, andererseits.

Wann wird wieder ein solches, über den ganzen Raum der Kirchengeschichte auf den Apostel Paullus zurückweisendes und nur diesem zu vergleichendes ἔκτρωμα kommen? Wir wollen beten und hoffen. Gönnen Sie mir die Ruhe der Kontemplation. Worte mag ich nicht mehr einstreuen in unsere nur zu redseelige Zeit, und den Thaten, kräftigen, nachhaltigen und ausdauernden, hat bey mir das Alter seine hemmende Schranke gelegt. In der rechten Kontemplation ist ein beseeligender Genuß, den Sie gewiß auch selbst schon erfahren haben.

Mit der aufrichtigsten Hochachtung verharre ich

Ihr ganz ergebenster

Eichhorn.

Beilage 8.

Berlin, 20. März o. J. (sicherlich 52).

Was mögen Sie, geehrter Herr Professor, von mir denken, daß ich den Brief, der mir zum Beginn dieses Jahres Ihre theilnehmenden Wünsche brachte, bis jetzt unerwiedert gelassen habe. Ihr Gruß traf mich sehr leidend an einer schweren Grippe, die mich schon in der Mitte December v. J. überfallen hatte und auch jetzt noch mich nicht ganz loslassen will. Ich rufe in der nun wieder besser gewordenen Jahreszeit frische Luft und Sonne zu Hülfe, und die werden mir wohl allmälig den bösen Feind vertreiben. Eine Folge meines Leidens war eine unglaubliche Mattigkeit und Schwäche, die es mir zwar gönnte die Wärme der von Ihnen mir bezeigten Theilnahme in vollem Maaße zu empfinden, dagegen nicht erlaubte, zugleich meinen innigen Dank dafür gegen Sie in schriftlichen Zügen auszusprechen. Dies will ich hiermit nachhohlen, Sie werden meinen Dank wohl noch zulassen. Ich kann mir denken, wie sehr Sie an dem Orte, wo Sie wohnen, und in den Verhältnissen, unter welchen Sie daselbst zu wirken haben, in der ruhigen und gesammelten Kontemplation gestört werden. Doch giebt es Geister, die durch alle äußeren Störungen ihr inneres Schauen und Leben sich nicht verkümmern lassen, sondern tapfer dagegen Stand halten, und zu diesen rechne ich auch Sie. Darum will ich mich auch ganz wegen Ihrer beruhigen.

In unserem öffentlichen Leben zeigt sich wenig wirkliche Bewegung. Man klagt über Regierung und Ministerium, Nichtsthun sey wesentlich die Parole. Ich wünschte auch, daß wir zum wahren Schaffen kämen, ich will aber lieber, daß nichts geschieht, als daß Verkehrtes gemacht werde. Die alten Mittel und Wege für den sogenannten Fortschritt sind erschöpft, unsere Zeit hat ein furchtbares Gericht über alles gehalten, was in jener Richtung seit länger als einem halben Jahrhundert geschehen ist. Leute, selbst geistvolle Kapacitäten, welche mit den alten Mitteln zu wirtschaften verstehen, giebt es genug, sie hatten auch nicht übel Lust, wieder in die Geschäfte zu kommen, um diese mit ihrer alten Weisheit zu treiben. Gott behüth uns aber vor solchen Männern! Wir wollen Geduld haben und warten, bis die kommen, welche mit ächter Pietät nach dem Alten sich zurückwenden, nicht um faul oder dürrgewordenes Holz zusammenzulesen, sondern um die alten Fundamente wieder zu gewinnen, um die alten aber noch vollkräftigen Lebenswurzeln zu stärken und von diesen aus in einer andern wärmern

und stärkendern Luft als in der ausdörrenden Atmosphäre des Rationalismus wieder saftreiche und kräftige Stämme auf allen Feldern zu erziehen. Der liebe Gott, welcher in den letzten Jahren sichtbarlich bewiesen hat, wie er Preußen wohl will, wird uns nicht zu lange warten lassen.

Leben Sie gesund und wohl. Mit der innigsten Hochachtung verharre ich

Ihr

ganz ergebenster

Eichhorn.

Beilage 9.

Berlin, 9. Januar 1853.

Es gewährt mir eine besonders erhebende Genugthuung, von einem Manne, den ich so hoch achte, wie Ew. Hochwohlgeboren, fortdauernd Beweise treuen Andenkens und aufrichtigen Wohlwollens zu erhalten. Möge der Ausdruck dieser Empfindung, womit mich Ihre freundlichen Zeilen vom 29. des v. M. erfüllt haben, Ihnen zugleich das Gefühl des innigen Dankes bezeichnen, welches sich denselben gleichzeitig beygemischt hat. Fast möchte ich es bedauern, daß es mir nur vergönnt ist, schriftlich Worte mit Ihnen zu tauschen. Wie gern möchte ich dies Aug in Aug mit Ihnen thun und eine Unterhaltung mit Ihnen genießen, worin der volle Geist, lebendig und unmittelbar, sich ausspricht.

Wir haben ein neues Jahr begonnen. Möge es recht viel heitere Stunden aus seiner Urne über Sie ausgießen, und wenn nun auch einmal dem irdischen Menschen das Dunkle nicht erspart werden kann, möge nie der himmlische Friede Ihrer Seele durch solches getrübt werden.

Ich für meinen Theil habe dies Jahr mit bessern Aussichten angefangen als das vorige. Fast klingt es lächerlich, daß ein Greis, wie ich, von Aussichten spricht, aber ich rede wie ich es verstehe. Das ganze vorige Jahr oder doch den größten Theil davon litt ich in Folge einer Grippe, die fast jedes Organ in mir vorzüglich aber die Nerven angegriffen hatte, an einer Ermattung und Abspannung; darin ist es nun wieder viel besser mit mir geworden. Ich athme und lebe wieder auf und wandle die Strecke, die mir noch beschieden ist, mit Hoffnung und Zuversicht.

Mit unveränderlicher Gesinnung der innigsten Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebenster

Eichhorn.

Beilage 10.

Berlin, 4. Januar 1854.

Der innige, herzliche Gruß, den ich von Ihnen, geehrter Herr Professor, bey dem Wechsel des Jahres empfing, hat mir viel Freude gemacht. Ich lasse mich gern vergessen, es ist einmal nicht anders, die Fluth des andringenden Neuen ist zu mächtig und treibt alles so rasch fort, daß, wer von dem, was dahinten ist, nichts mehr zu hoffen oder zu fürchten hat, auch keine Anregung findet, sich noch danach umzusehn. Großen Werth leg ich dagegen darauf, in der Erinnerung solcher Männer fortzuleben, die sich ihre Gefühle und Gedanken nicht von dem Zeitstrom an- und abschwemmen lassen, weil sie ihnen nur aus der Quelle des Ewigen und Unveränderlichen zufließen. Die Fortdauer ihres Andenkens giebt die befriedigendste Genugthuung. Und darum war es, daß Ihr freundlicher Brief mich so angenehm berührt hat. Empfangen Sie dafür meinen innigen Dank und zugleich die herzliche Erwiederung Ihrer Wünsche für das neu begonnene Jahr.

Wir wollen uns ebensowohl auf trübe wie auf heitere Tage gefaßt machen. Das Leben verlangt einmal nun diesen Wechsel, wie Sommer und Winter. Auch der Winter hat seine Freuden und diese sind nicht bloß auf Jagd und Schlittschuhlauffen, wobey wir Aelteren

freylich zu kurz kommen würden, angewießen. Sehr gefreut habe ich mich über Ihre geistige Stimmung, wie Sie mir solche in Ihrem Briefe andeuten. Ich kann dieselbe in vollem Maaße würdigen, da es auch mir gelungen ist, unter den vielfachen Bewegungen und Kämpfen der hinter mir liegenden Zeit sie zu fassen und auszubilden und nun, im Alter, in ihrem Frieden zu ruhen. Sie werden gewiß ebensowenig durch theilnahmlose Abwendung von der Gegenwart und was sich darin begiebt, Ihre Ruhe zu stützen haben; da hat einer nicht viel aus den innern und äußern Erfahrungen seines Lebens gesammelt, welcher eines solchen Mittels zur Erhaltung seines Friedens bedarf. Uns ist die Gegenwart die Fortsetzung der großen Geschichte der Vergangenheit, in welcher uns eine höhere Offenbarung entgegenleuchtet, an der wir uns festhalten; in diesem Zusammenhang haben wir Maaß und Richtsteig und erwehren uns leicht der die gesunde Ordnung des Lebens mit Umsturz bedrohenden Gedanken und Gefühle.

Auch darin kann ich Ihnen nur beystimmen, daß unsere Zeit an großer Unfruchtbarkeit laborirt, und daß es wegen dieser Unfähigkeit auch sehr zu wünschen sey, sie möchte sich nicht zu Versuchen mit gemachten Reformen im Großen verleiten lassen. Wo sind die großen Instinkte, die sich dann finden, wenn eine Zeit den Beruf hat, Neues zu schaffen und zu bilden? Man weiß just nichts anderes zu machen, als durch Zusammensetzen oder Ausscheiden nach abstrakten, allgemeinen Begriffen, denen schon Aristoteles alle zeugende Kraft abgesprochen hat. Ich weiß nicht, wann und wie bald die schöpferischen Kräfte, die uns Noth thun, zu erwarten sind. Manche zweifeln daran, ob sie überhaupt noch kommen werden. Einem solchen Unglauben kann ich mich nicht hingeben, weil ich damit auch an einer Zukunft Preußens und Deutschlands verzweifeln müßte, was mir unmöglich ist. Darum ist es am Besten, daß man mit Geduld erwartet, was die bestehenden uns überlieferten Dinge noch für Lebenskräfte entwickeln, erschüttert und erweckt durch die Stürme, die über sie gekommen sind; wenn nur Gärtner sich finden, die, ohne eigenen Saamen auszustreuen, dem aus alten gesunden Wurzeln von selbst hervorsprießenden mit pflegender Hand zu Hülfe kommen.

Doch ich breche ab, um nicht tiefer in Betrachtungen zu gerathen, die nicht für einen Brief gehören.

Leben Sie wohl, mein verehrter Herr Professor, und fahren Sie fort meiner in Liebe zu gedenken.

Mit der innigsten Hochachtung verharre ich

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebenster

Eichhorn.

Beilage 11.

Berlin, 6. Januar 1855.

Ich danke Ihnen, geehrtester Herr Professor, für die freundlichen Wünsche, womit Sie mich auch zu dem neu begonnenen Jahre wieder begrüßt haben, ich erwiedere dieselben auf das herzlichste. Es thut wohl, wenn man rings um sich, was die Zeit bringt, wandeln und vergehen sieht, in dem Andenken von Männern, die man ehrt und liebt, fortzuleben. Eine solche von der Strömung der Zeit unangefochten bleibende Gemeinschaft habe ich auch immer als ein großes Gut geachtet. Es treten wieder große Prüfungen an uns und an unser Vaterland heran, Gott gebe seinen Beystand, daß Regierung und Volk sie würdig bestehen mögen. An dem besten Willen auf beyden Seiten wollen wir nicht zweifeln, auch hat es unserer Politik, wenn man auf das Thatsächliche sieht, gewiß nicht an einer einsichtigen, richtigen Leitung gefehlt, während die Russische und die Englische unter schweren Täuschungen von Verlust zu Verlust sich fortbewegt haben. Die Stellung Preußens ist und bleibt eben unter allen Großmächten insofern die schwierigste, als Preußen, während die andern Mächte

unmittelbare, klar vorliegende und treibende Interessen verfolgen, seinerseits nur mittelbare Interessen zu vertreten hat, die als solche vorzugsweise in das Gebieth einer Gewinn und Verlust abwägenden Reflexion fallen. Ich freue mich Ihres wahrhaft patriotischen Sinnes; mit Gott für König und Vaterland, so war unser Wahlspruch in den schweren Tagen unserer Geschichte, und so soll er auch bleiben.

Gott erhalte Sie gesund auch in diesem Jahre und segne Sie mit äußerm Wohlergehen und innerem Frieden.

Mit unwandelbarer Hochachtung

Ihr

ganz ergebenster

Eichhorn.

